

## Nationale Bildung

Ein Protest gegen Victor Orbáns Kulturpolitik

Von Stephan Löwenstein, Wien

Ein Zusammenschluss europäischer Kunst- und Kultureinrichtungen hat eine Initiative gestartet, weil diese in Ungarn die Freiheit der Kunst gefährdet sehen und dagegen mit Instrumenten der internationalen Politik Druck machen wollen. So hat diese „Europäische Allianz der Akademien“ eine Beschwerde bei der UN-Sonderberichterstatterin für Kultur sowie eine Online-Petition beim Europäischen Parlament angekündigt.

Sie fordert laut einer Mitteilung der deutschen Akademie der Künste, deren Präsidentin Jeanine Meerapfel diesen Zusammenschluss initiiert hat, „den Verstößen gegen die Freiheit der Kunst in Ungarn mit dem zur Verfügung stehenden juristischen Instrumentarium zu begegnen“. Meerapfel lässt sich mit den Worten zitieren: „Wenn die Kunst- und Meinungsfreiheit in einem Mitgliedsland der Europäischen Union beschnitten wird, ist das auch ein Verstoß gegen die demokratischen Rechte in den anderen europäischen Ländern. Und es kann nur gemeinsam gelingen, sie zu verteidigen.“

Es geht um die Kulturpolitik der national-konservativen Regierung unter Ministerpräsident Viktor Orbán, der seit einem Erdrutschwahlsieg vor elf Jahren in Budapest mit einer parlamentarischen Zweidrittelmehrheit in den staatlichen Institutionen weitgehend nach Belieben schalten und walten kann – und das auch tut. In der Beschwerde der Akademien heißt es, man sei tief besorgt über die Kulturpolitik, die seit 2010 betrieben werde. Es gebe ungebührlich starke Eingriffe der Regierung in den Kultursektor, was eine Verletzung der Kunstfreiheit bedeute. Denn die verlange, dass institutionelle Entscheidungen fair, gerecht, gleichberechtigt, transparent und mit so viel Beteiligung wie möglich getroffen würden. Die Regierung besetze kulturelle Verwaltungs- und Leitungsstellen auf der Basis von politischen Zugehörigkeiten, statt die Kunstfreiheit zu berücksichtigen, wenn Künstler und Institutionen mit öffentlichem Geld ausgestattet würden.

Das passt in das oft gezeichnete Bild von Viktor Orbán als eine Art Quasi-Diktator. Doch hilft es, zu unterscheiden, statt Pauschalurteile zu fällen. Dass Orbán die von den ungarischen Wählern verliehene Macht zum einseitigen politischen Nutzen seiner Partei Fidesz missbraucht hat, ist vielfach belegt. Am augenfälligsten ist das beim Wahlrecht, das immer wieder neu zugeschnitten wurde. Trotz unfairer Verhältnisse steht aber außer Zweifel, dass der Fidesz von den Wählern klar zur stärksten Kraft gemacht und bestätigt wurde und eine Legitimation zum Regieren erhalten hat. Das schließt auch die Kulturpolitik ein.

Wenn kulturelle Verwaltungsstellen und Direktorenstellen von der Regierung zu besetzen oder Entscheidungen über kulturelle Förderungen zu treffen sind, dann kann sie das tun, auch wenn das Ergebnis in einer derart polarisierten politischen Landschaft wie in Ungarn der anderen Seite womöglich gar nicht gefällt. Freilich hat die Regierung Orbán wie in vielen anderen Bereichen auch eine starke Zentralisierung vorgenommen und sich dadurch teilweise erst direkten Zugriff auf solche Entscheidungen verschafft. Aber dass hier ein „juristisches Instrumentarium“ greift, von dem die Akademie der Künste spricht, lässt sich füglich bezweifeln.

Interessant ist, dass Orbán neuerdings eher den entgegengesetzten Weg beschreitet. Statt Zentralisierung und direktem Zugriff der Regierung setzt er auf Auslagerung öffentlicher Institutionen in Stiftungen. Das betrifft derzeit vor allem Hochschulen. Nach Lesart der Regierung werden sie aus staatlicher Abhängigkeit in eine echte Autonomie entlassen. Freilich werden die Kuratorien vom zuständigen Minister besetzt, das bedeutet angesichts der realen Machtverhältnisse: von Orbán selbst, an dem nichts vorbeigeht. Begonnen hat das im vergangenen Jahr mit der Budapester Universität für Theater- und Filmkunst, dessen studierendes und lehrendes Personal dagegen heftig protestierte und das Gebäude „besetzte“. Das ist wohl auch der Anlass für die Intervention der europäischen Akademien.

Orbán selbst sagte in seinem staatlichen Rundfunk frei heraus, worum es ihm geht: „Die Universitäten sind nationale Institutionen, sie sind also Verwahrer der nationalen Souveränität, der nationalen Selbstkenntnis, des Selbstbewusstseins, der nationalen Bildung und der nationalen Kultur. Und wir wollen auch gar nicht, dass aus ihnen irgendwelche globalistische, ihren nationalen Charakter verlierende Institutionen werden sollen.“ Danach werde man die Kuratoren aussuchen.



Auf der Suche nach einem gesellschaftlichen Reha-Plan für die Zukunft: Australische Surfer protestieren bei einem Weltrekordversuch gegen Bebauungspläne an der Küste. Foto: dpa

## Wenn alles vorbei ist

An einem Frühlingsabend trennt sich eine junge Frau mit einem Klick von ihren Geburtstagsgästen. Als sie den Vorhang, Symbol des digitalen Feierabends, über den Flachbildschirm gleiten lässt, überkommt sie ein Lächeln bei dem Gedanken an Zeiten, in denen eine Feier mit dem Aufräumen der Küche endete. Auf dem Wohnzimmerparkett verteilt liegen noch die Geschenkkartons des Lieferservice, den ihre Freunde beauftragt haben. Ein letztes Mal tritt die junge Frau hinaus auf den Balkon. Die Kreuzung unter ihr ist wieder angenehm leer, sie kann das Spiel des Windes in den Bäumen hören. Am Fluss geht ein Paar spazieren. In ihrem Bewusstsein blitzt die Erinnerung an ein lang vergessenes Fest auf, das ihre Eltern in diesen Zimmern ausrichteten. Zwanzig Menschen, die nur eine Toilette benutzten. Sie erschauert.

Die junge Frau, die in der Pandemie erwachsen wurde, ist Produkt unserer Fantasie. Wir übertreiben ein wenig. Aber seit das Ende der unmittelbaren Virusbedrohung greifbarer wird, mehrhen sich die Fragen nach dem Danach, die Überlegungen, in welcher Hinsicht das Erlebte fortwirken und das Zusammenleben dauerhaft verändern wird. Die Neugier auf die Länder, die von der Rückkehr zur Normalität berichten konnten, war groß: Als sich im Dezember vor den Filialen der Luxusmarken in Wuhan Schlangen bildeten, als in Neuseeland die Kinos wieder öffneten und Australien Konzerte und Sportereignisse ausrichtete. Gebeugt über die Berichte von riesigen Partys in Israel saß manch ein Deutscher und las, ohne zu verstehen. War das ein Rückblick in die Vergangenheit? Die Vorstellungskraft der Gegenwart ließ es nicht zu.

Keht die Normalität möglicherweise schneller zurück, als der Geist ihr folgen kann? Wird die postpandemische Gesellschaft nicht wiederzuerkennen sein?

Vielleicht hilft ein Blick auf eine der am stärksten optimierten Berufsgruppen unserer Gegenwart. Für einen Leistungssportler gehört eine Verletzung zu den größten Sorgen des Alltags. Seinen körperlichen Schaden auf die Versehrung der coronageschädigten Gesellschaft zu übertragen mag etwas fernliegend scheinen. Aber der Zeitraum, der in der modernen Therapie auf den Umgang mit der Verletzung im Kopf eines Profisportlers verwendet wird, geht weit über die körperliche Wiederherstellung hinaus. „Der Kontrollverlust dauert fort“, sagt der sportpsychologische Experte Andreas Meyer. Therapeuten wie er sprechen von Selbstwirksamkeit, wenn es um das Vertrauen in die eigenen Kompetenzen geht. Je weniger Kontrolle, desto mehr leidet die Selbstwirksamkeit. Wenn das Training dann wiederaufgenommen wird, beginnt mitunter erst das große Zweifeln, die Sorge vor der nächsten Verletzung, dem nächsten Zweikampf, dem Druck. Vermeidungsstrategien schleichen sich ein.

Therapeuten erarbeiten mit ihren Leistungssportlern eine regelrechte Traumatherapie: Sie sollen sich den Moment des Zusammenbruchs vorstellen, sich an Gerüche, Geräusche und Details erinnern und das Geschehen dann so anpassen, als wäre noch einmal alles gut gegangen. Und dann dürfen sie dem Mannschaftsgefüge nicht ganz abhandeln, brauchen den Kontakt zu den Kameraden, um ihre eigene Stellung zu sichern. Mit ihrem Reha-Plan gewinnen Profisportler Woche

Keht die Normalität möglicherweise schneller zurück, als unser Geist folgen kann?

Von Elena Witzeck

für Woche Kontrolle zurück. Für den gesellschaftlichen Reha-Plan nach der Pandemie war bislang weder Zeit noch Kraft.

Das Marktforschungsunternehmen Ipsos hat im Februar und März dieses Jahres 21 000 Menschen in dreißig Ländern gefragt, ob eine Rückkehr in die Normalität innerhalb eines halben Jahres für sie vorstellbar sei. Weniger als ein Viertel der Befragten glaubte daran. Acht Prozent der sechzehn bis vierundsiebzig Jahre alten Teilnehmer gaben die Antwort, das Leben werde nie wieder so „normal“ wie in präpandemischen Zeiten. Besonders groß waren die Zweifel in Japan, Südkorea und europäischen Ländern wie Italien und Frankreich. Spricht man mit deutschen Jugendlichen, die mittlerweile einen großen Teil ihrer Teenagerzeit unter Masken verbracht haben, sagen auch sie: Machen wir uns keine Illusionen. Das bleibt. An dieser gefühlten Realität zu rütteln wird nach dem Ansturm auf Cafés, Kinos und Fußballstadien auch ein politischer Auftrag sein.

Neuseeland und Australien hatten 2020 Monate des besonders strengen Lockdowns, die Quarantänehotels waren voll. In den vergangenen Monaten hat sich ein beinahe virusfreier, die Europäer mit Neid erfüllender Alltag entwickelt. Australien entdeckt die bislang wenig genutzte Klappstuhl- und Bistrotisch-Straßengastronomie für sich, am Strand lagern Familien, die Surfer sind längst wieder draußen in der Gischt. Der Soziologe Alan Petersen hat gerade zwar wieder drei Tage in seiner Wohnung in Melbourne verbringen müssen. Ein neuer Corona-Fall war bekannt geworden – daraufhin wurde der ganze Bundesstaat Victoria abgeriegelt. Aber dann konnte das Leben weitergehen. Ausgenommen die Auslandsflüge, die gerade sowieso niemand braucht. Petersen, der sonst regelmäßig zu Konferenzen nach Europa fliegt und Vorträge hält, hat es nicht eilig damit. Die Angst vor Krankheitsregern: auch so ein Grundgefühl, das nicht so schnell vergehen wird. Teil der australischen Mentalität sei überdies eine gewisse Fügsamkeit.

Petersen ist Professor an der Monash University in Melbourne. Er arbeitet gerade an einem Buch über die pandemische Gesellschaft. In seiner Wohnung hängen Wandbilder von indigenen Künstlern. Als privilegierter weißer Mann, der ohnehin viel am Schreibtisch sitzt, sagt er, habe ihn die Umstellung nicht besonders hart

getroffen. Er mache jetzt immerhin mehr Sport. Petersen hat festgestellt, dass die Normalität mit dem Ende der Einschränkungen in rasender Geschwindigkeit zurückkam. Und dass sich die frühen Bewertungen der Ereignisse in den Köpfen festgesetzt haben.

Anpassungsmechanismen und gesellschaftliche Entwicklungen, über die in den ersten Monaten der Pandemie spekuliert wurde, werden nun Realität. Der Wegzug der Menschen aus den Städten und der Boom auf dem Häusermarkt schreite voran, sagt Petersen. Die Digitalisierung mache bemerkenswerte Fortschritte. Überall werde mit Homeoffice geplant. Aktivitäten, denen man in Australien sozusagen vor der Haustür nachgehen kann, hätten zugenommen – die Menschen orientierten sich an ihrer nächsten Umgebung. Das Thomas-Theorem, eine der fundamentalen Annahmen der Soziologie, wonach die Situationen, die Menschen als wirklich definieren, in ihren Konsequenzen real sind, werde auch hier deutlich. Deshalb sei die Interpretation der sozialen Veränderungen nun besonders wichtig.

Vor einem Jahr hat Petersen das durch Populismus und allgemeine Verunsicherung erodierende Vertrauen in Autoritäten beschrieben. Die Menschen, bemerkte der Soziologe über seine Landsleute, hätten sich mit ihrem Privatleben eine Art Festung erarbeitet, in der sie sich vor den gesellschaftlichen Aufruhrmomenten zurückziehen konnten. Nun beobachtet er in Australien aber auch einen gestiegenen Nachrichtenkonsum und eine neue Grundzufriedenheit mit den politischen Entscheidungen. Seine Theorie der pandemischen Gesellschaft knüpft an die Einschätzung europäischer Beobachter an, die Ausnahme-situation habe die großen Probleme der sozialen Ordnung an die Oberfläche der Debatte geklopft: Männer und Frauen, Nord und Süd, Rassismus, Klima, Emanzipation. Das Licht, das die pandemische Gesellschaft auf sie wirft, scheint gleißender. Es fällt auch in die Festungen hinein.

Am Anfang der Pandemie, als „das Thema Zukunft gerade explodierte“, wie Gina Strecker sagt, alle in sich hineinschauten und wissen wollten, was sich an ihrem Leben dringend ändern sollte, unternahm die Berlinerin eine Befragung. Gemeinsam mit drei ehemaligen Kommilitoninnen untersuchte sie Corona-Lage und Zukunftswünsche von Frauen um die dreißig. Strecker ist hauptberuflich Unternehmensberaterin. Sie bezeichnet sich als

introvertierte Person, die gern zu Hause ist. Als studierte Zukunftsforscherin glaubt sie daran, dass Träumen unentbehrlich ist und dabei hilft, sich auf die unvermeidlichen nächsten Verunsicherungen und Veränderungen vorzubereiten.

Die Befragung „Futures Probes“ der Gruppe offenbarte eine Reihe von Belastungen junger, nicht unbedingt von existenziellen Nöten bedrohter Berlinerinnen: fehlende Sozialkontakte, die Informationsflut, Ängste um die berufliche Zukunft, Überforderung, Monotonie. Auf der Habenseite gaben die Frauen an, von neuen nachbarschaftlichen Kontakten zu profitieren, intensivere Verbindungen zuzulassen und sich von sozialem Druck befreit zu fühlen. Dann wurden sie aufgefordert, ihre Zukunftswünsche zu beschreiben. Entstanden sind Visionen junger Frauen für das Jahr 2040, die überraschend an unsere Anfangsszene erinnern. Die Gewohnheit der täglichen Spaziergänge ist darin geblieben. Die beschriebenen Frauen beginnen ihren Tag mit Achtsamkeitsübungen, nutzen technische Geräte nur noch sehr dosiert, bauen in ihrem Garten staatlich subventioniertes Gemüse an und arbeiten fünf Stunden am Tag. „Fomo“, die besonders unter Jüngeren verbreitete Angst, etwas zu verpassen („Fear of missing out“), ist ihnen fremd. Lieber ein Abend auf der Couch als zu viele oberflächliche Begegnungen.

Der Rückzug ins Häusliche, ein wohl dosierter Konsum und eine gewisse Selbstgenügsamkeit: Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch solche Anpassungen an die pandemische Zeit bestehen bleiben. Auf der das Projekt ergänzenden Instagram-Plattform wird in diesen Wochen schon der Wunsch formuliert, nie mehr zu verreisen, die Hoffnung auf unbegrenztes Homeoffice und geteiltes Landeigentum. Keine besonders freiheitlichen, wilden Ideen. Aber es sind auch nur Träume, keine Prognosen.

Als die Spanische Grippe vor hundert Jahren auf ihr Ende zugeht, sehnten sich die Menschen nach einem Neuanfang. Sie wollten Krieg und Krankheit hinter sich lassen, das Grauen vergessen. Viele von ihnen gingen voller Lebenshunger in die zwanziger Jahre, die sich zu den ausschweifendsten und aufregendsten des vergangenen Jahrhunderts entwickeln sollten. Diese mit einem dringenden Wunsch nach Vergessen gepaarte Euphorie haben Wissenschaftler als Teil der menschlichen Natur beschrieben. Aber die Lage der Menschen damals lässt sich nicht guten Gewissens mit der heutigen vergleichen. Soziologen wie der Australier Petersen warnen davor, der Kontext sei ein völlig anderer. Womöglich werden die Trends und Konsequenzen der nachpandemischen Zeit am ehesten einer Art klassenspezifischen Differenzierung standhalten: Während sich die achtsamen, studierten Großstädter zurückziehen, leben viele andere ihren Lebenshunger aus.

Was die Sportler angeht: Bei vielen von ihnen verändert sich während der erzwungenen Pause der Fokus. Wenn sich die Rückkehr in das alte Leben falsch anfühlt, folgt auf die Zeit des Hinterfragens eine Zeit der Konsequenzen – und gegebenenfalls das Ende der Karriere. Die Therapeuten halten die eine wie die andere Entscheidung, Rückkehr wie Veränderung, für völlig vertretbar. Solange sie aus eigenem Antrieb fällt.



## Klanghölzer

Von Gina Thomas

In Alfred Hitchcocks oscarprämierter Verfilmung von Daphne du Mauriers Roman „Rebecca“ aus dem Jahr 1941 empfiehlt Laurence Olivier in der Rolle des rätselhaften Maxim de Winter seiner Frau, sich die Times anzuschauen: Darin sei ein spannender Artikel über den Zustand des englischen Cricket zu lesen. Dieser Sport wird oft als Sinnbild des britischen Selbstverständnisses von Fair Play und galantem Benehmen betrachtet. Kritiker sehen ihn mitunter aber auch als Symbol für die verschrobene Werte der britischen Oberschicht, die das Spiel lange Zeit beherrschte. Und bei internationalen Turnieren wird das schlechte Abschneiden der englischen Mannschaft gern als Spiegelbild der nationalen Malaise gedeutet. Die immer wieder erhobene, auch in der Empfehlung von de Winter mitschwingende Klage, dass der Sport nicht mehr das sei, was er einmal war, reicht noch viel weiter zurück: Der Schriftsteller Anthony Trollope monierte schon in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, Cricket sei derart kommerzialisiert worden, dass Amateurspieler daran zweifelten, ob sie weiter mitmachen könnten. Dreißig Jahre später bedauerte einer der führenden englischen Spieler jener Zeit die Veränderungen in seinem Sport: Es sei jetzt viel mehr Ego vorhanden als zuvor, „die Männer spielen nicht mehr so sehr für ihre Seite wie in meinen jüngeren Tagen“, und insgesamt sei das geschäftliche Element viel zu stark geworden. Darüber erregen sich Traditionalisten heute wieder. Mit wachsendem Unmut beobachten sie, wie ihr heiliges gemächliches Spiel des Geldes wegen ständig modifiziert wird. Auf der Suche nach einem breiteren Publikum denken sich die das Cricket kontrollierenden Instanzen immer neue Formate aus, um das Spiel der rasanten Beschleunigung des Lebensstempos und dem Bedürfnis nach schneller Unterhaltung anzupassen. Auf die Einführung von Ein-Tages-Spielen folgte vor achtzehn Jahren „Twenty20“, ein auf rund drei Stunden gestrafftes grelles Format, das sich vor allem auf dem indischen Subkontinent großer Beliebtheit und Erträge erfreut. Zum Entsetzen der Traditionalisten, die den fast vergangenen Zeiten des sich langsam entfaltenden Dramas viertägiger Grafschaftsturniere nachtrauern, startet in diesem Sommer nun die noch kürzere Variante „The Hundred“. Damit hoffen die Neuerer, ein Publikum anzuziehen, das genauso in den Sport vernarrt ist wie Charters und Caldicott, die zwei karikaturhaften Reisenden aus Hitchcocks Film „Eine Dame verschwindet“, die auf Biegen und Brechen rechtzeitig vom Festland nach England zurückkehren wollen, um die letzten Tage eines wichtigen Cricketturniers zu erleben. Und nun kommt auch noch die Nachricht, dass Forscher der Universität Cambridge einen Bambus-Cricket-Schläger entwickelt haben, der nicht nur stärker, nachhaltiger und billiger sei als der herkömmliche Schläger aus Weidenholz, sondern von dem der Ball auch schneller abzuprallen vermöge. Die Erfinder versichern, dass sich der vielbesungene dumpfe Klang des Lederballs auf Weidenholz bei Bambus nicht viel anders anhöre. Die Times kommentiert dies mit dem Spruch: „Das ist einfach kein Cricket mehr.“ Im englischen Sprachgebrauch meint diese Redensart: Dies ist nicht die feine Art.

## Tigerjagd auf Churchills Tapete

Blenheim Palace hat den als Café benutzten „Indian Room“ von Winston Churchill Geburtsort umbenannt in „Summer Terrace Room“. Damit hofft man, weiteren Kontroversen über das Leben des Kriegspremiers und insbesondere über dessen Rolle bei der Hungersnot von 1943/44 in Bengalen aus dem Weg zu gehen. Im vergangenen Jahr hatten Black-Lives-Matter-Aktivistinnen das Churchill-Denkmal vor dem Parlament mit dem Wort „Rassist“ besprüht. Die 1826 in Auftrag gegebene, handbemalte Tapete der Teestube stellt eine Tigerjagd zur Zeit der britischen Kolonialherrschaft Indiens dar. Im Souvenirshop des Schlosses wird ein „Indian Tea Room“-Teeservice mit Szenen der Tapete verkauft, das nun wohl zukünftig als „Summer Terrace Room“-Porzellan feilgeboten werden muss. G.T.